

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 21.

Bießen, Trinitatis, 30. Mai 1915.

4. Jahrgang.

Kriegsdienst ein Gottesdienst.

An meine drei Söhne im Felde.*)

Brief des Apostels Paulus an die Epheser 6, 7. Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen.

Ist es denkbar, daß der Kriegsdienst, der allem, was Gott und göttlich heißt, zu widersprechen scheint, ein Gottesdienst sein kann? Der Krieg mit seinen Schrecken und seinem wirklich Gottwidrigen ist die furchtbarste Folge der Sünde, die über die Welt gekommen ist. Aber trotzdem bringt er bei einzelnen wie bei ganzen Völkern das mannigfaltigste Gute hervor. Indem Gott ihn als Suchtrute in der Hand seiner strafenden Gerechtigkeit gebraucht, wird er ganz gewiß jedem einzelnen und jedem Volke, das sich unter diese Hand beugt, zum Segen dienen. Doch darum ist der Kriegsdienst noch kein Gottesdienst, sondern weil er für den Berufssoldaten eben sein Beruf ist, und für jeden andern Soldaten eine Sache der Pflicht gegen das Vaterland und eine Sache des Gehorsams gegen den Kaiser. Jeder Dienst aber, den der Christ als einen durch die Lebensführungen ihm von Gott zugewiesenen Beruf oder in Erfüllung seiner Pflicht und des Gehorsams gegen die ihm von Gott gesetzten Oberen ausrichtet, ist heilig, ist ein Gottesdienst. Durch diese Tatsache ist jeder Beruf und jede Arbeit des Christen geweiht und geheiligt, mag sie öffentlich oder im Stillen, im allgemeinen Staatsleben oder im Hause, von der Menschheit anerkannt oder im Verborgenen, im Dienste des Friedens oder im Sturm des Krieges ausgerichtet werden. So ist auch der Kriegsdienst ein Gottesdienst und darf und soll nicht anders angesehen werden. Nur der Krieger wird ein rechter Krieger sein und seinen schweren und furchtbaren Beruf völlig und mit gutem Gewissen erfüllen, der den Kriegsdienst als einen Gottesdienst ansieht und als solchen ausübt.

Solange Sünde in der Welt ist, wird der Krieg unter den Völkern nicht aufhören, und wir haben kein Recht, den Soldatenstand und den Kriegsdienst an sich als etwas Gott Mißfälliges anzusehen. Merkwürdig, kein Soldat, von denen die uns im Neuen Testament begegnen, steht auf der Seite der Gegner des Herrn, vom Hauptmann zu Kapernaum und dem Hauptmann unter dem Kreuz an bis zu den Kriegern, die zu Johannes Taufe kamen.

Wollt ihr euren Kriegsdienst als einen Gottesdienst ausrichten, so gehorcht im Kaiser dem allmächtigen Gott, der ihn als seinen Diener über euch gesetzt hat. Tut ihn im beständigen Aufblick zu Gott und im beständigen Bewußtsein, daß der, der euch zu diesem Dienste, zu diesem furchtbaren und doch, wenn im rechten Sinne aufgefaßt, seligen Dienste berufen hat, am jüngsten Tage Rechenschaft verlangen wird, wie ihr euren Dienst ausgerichtet habt. In euren Händen sind Kanonen, Gewehr und Ballon. Das sind furchtbare Dinge. Wehe dem, der sie nicht recht gebraucht, als im Dienste Gottes.

Der Krieg bewegt sich eigentlich nur auf dem Gebiete der Schöpfung. Es handelt sich da immer nur um irdische Güter, ihren Gewinn, ihr Festhalten und ihren Verlust und der höchste Einsatz ist das leibliche Leben und das irdische Vaterland. Darum beten wir in Kriegszeiten, in Kriegsnöten zum Vater, daß der uns in seiner väterlichen Liebe schützen und helfen möge. Wollt ihr aber den Krieg als Gottesdienst ausrichten, so muß euch auch in Krieg und Schlacht der Sohn als Vorbild vor Augen stehen und ihr müßt durch das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, Vergebung eurer Sünden haben. Selbst in den Stürmen des Krieges soll der Auferstandene in euch, seinen Kindern, Gliedern seines Leibes, der Kirche, immer mehr Gestalt gewinnen. Gott, der heilige Geist, erfülle euch je mehr und mehr und fördere sein Werk, seine Frucht und seine Gaben in euch. Ja, meine Söhne, der dreieinige Gott, dessen Diener ihr seid, sei mit euch in eurem schweren Dienste und lasse euch ihn zu seiner Ehre als einen wahren Gottesdienst ausrichten.

Kriegsbilder aus der Mainzer Geschichte alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

7. 1870/71.

Nach den düsteren Bildern, die wir seither aus den eisernen Zeiten des „goldnen“ Mainz haben bringen müssen, tut es uns wohl, auch einmal eins vorführen zu dürfen, das anmutigere Farben trägt, und wir haben dabei den Vorteil, von Selbsterlebtem erzählen zu können.

Wie schon im letzten Kapitel angedeutet wurde, war man in Deutschland wohl dankbar für die Erlösung von

*) Von dem Verfasser der in Nr. 19 enthaltenen Betrachtung.

zwanzigjährigem Kriegsleid und Fremdherrschaft, aber die Zustände, die im Wiener Frieden 1814/15 für Deutschland geschaffen wurden, waren doch wenig befriedigend. Die Staatsmänner von England, Rußland, Frankreich und Oesterreich, die dort die Fäden gesponnen haben, haben für ihre Länder prächtig gesorgt, waren aber darin einig, daß das Land, das am meisten gelitten und geleistet hatte und am wenigsten durch natürliche Grenzen geschützt war, Deutschland, nicht stark wurde, sondern eine politische Null blieb, die nichts galt im Rate der Völker. Mit verhaltenem Grimm sahen die Männer, deren Herz voll edler Begeisterung für ihr Vaterland schlug, ein Stein, Arndt, Jahn, wie in Wien die Federn verdarben, was das Schwert gewonnen. Und so ging durch das erste halbe Jahrhundert nach dem Wiener Frieden ein unbefriedigtes Sehnen nach einer würdigeren Stellung in der Welt durch die Herzen. Noch im Jahre 1860 klagt der Dichter Julius Moser an Ernst Moritz Arndts Grab:

„Es starb ein Greis von neunzig Jahren.

Er frug als Jüngling glutentbrannt:

Was ist des Deutschen Vaterland?

Er starb und hat es nie erfahren.“

Und doch war das, was uns damals noch in nebelgrauer Ferne zu lieben schien, schon greifbar nahe. Die großen Männer, die nach Gottes Rathschluß berufen waren, dem deutschen Volk zur Erfüllung seiner heißersehnten Wünsche zu verhelfen, waren schon an der Arbeit. Zwar war zuerst noch eine schmerzliche Operation nötig im Jahr 1866. Was Deutschland brauchte, einen Platz an der Sonne, Gelegenheit, seine Kraft zu entfalten, trotz aller Gegner und Neider, das wurde 1870 erreicht. Da wurde in Ordnung gebracht, was 1814 durch die Ränke des Auslandes verpfuscht worden war.

Auch für Mainz waren die Zustände, die das Jahr 1814 schuf, nicht befriedigend. Die frühere Residenz- und Universitätsstadt war zur Kreisstadt geworden. Die Bürgerschaft war heftig, die Besatzung österreichisch und preußisch, und drei Herren dienen, ist nicht erfreulich. Ueber der Festung stand der Bundestag in Frankfurt, eine schwerfällige 38köpfige Behörde von Geheimräten mit hohen Titeln und geringen Mitteln. Unter diesen Verhältnissen war Mainz in seiner Entwicklung zurückgehalten und wurde von seinen Nachbarstädten Mannheim-Ludwigshafen u. a. überflügelt. Auch für Mainz brachte 1870 das Morgenrot einer neuen Zeit. Nun konnten die engen Festungswälle fallen, und mit dem großartigen Aufblühen von Handel und Gewerbe, das unter dem Schein eines geeinigten und mächtigen Reiches eintrat, konnte auch Mainz wieder aufblühen.

Im ersten Augenblick freilich, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kriegserklärung bekannt wurde, trat in Mainz in den meisten Gemütern eine gewisse Beklemmung ein. Mainz lag damals nur 5—6 Tagemärsche von der französischen Grenze ab, und das französische Heer war nach Behauptung des Kriegsministers in der Kammer bereit bis zum letzten Gamaschenknopf. Da mußte selbstverständlich Mainz, die stärkste Rheinfestung, das erste Ziel des Aufmarsches sein. Selbstverständlich wurde die Festung sofort in Verteidigungszustand gesetzt, die Geschütze aufgepflanzt, Pallisaden errichtet, eine große Schlächterei für den Heeresbedarf in Betrieb gesetzt. Dann sollten auch alle Bäume in weitem Umkreis um die Festung gefällt werden, namentlich in dem Stadtpark und in den schattigen Spazierwegen um die Stadt. Auf das Versprechen der Stadtbehörde, auf die erste Aufforderung hin sofort 3000 Mann zur Arbeit und 200 Wagen zur Verfügung zu stellen, wurde diese Maßregel verschoben.

Bald begannen die Truppendurchzüge; mit der Bahn, zu Fuß und mit Roß und Wagen. Eine halbe Million Krieger zog durch die Stadt, erhielt Verpflegung und wurde mit Jubel begrüßt. Am 2. August kam der Oberfeldherr selbst, König Wilhelm, der heißgeliebte, und bezog die Wohnung im Deutschen Haus. Mit ihm kamen die Kraftgestalten von Bismarck, Roon und Moltke. Nun war von Besorgnis nichts mehr zu spüren. Das Vertrauen auf den Heldenkönig, seine Ratgeber und unser tapferes Heer war ohne Grenzen. Man erzählte sich den Ausspruch Moltkes: „Wenn die Franzosen am 9. Tage nach dem Mobilmachungsanfang nicht am Rhein sind, bekommen sie ihn nicht zu sehen.“ Wie drängte sich alles, die hochverehrten Männer zu sehen. „Das Getümmel, das hier herrscht, ist unbeschreiblich“ schreibt Roon an seine Gemahlin. Am 2. August erließ König Wilhelm einen kurzen und kräftigen Aufruf an sein Heer. Großartige Huldigungen wurden dem König, Bismarck und Moltke dargebracht, wo sie sich blicken ließen. Einen Höhepunkt erreichten sie, als bereits am 4. August abends die Nachricht von dem Sieg bei Weißenburg einlief. Da wurde selbst der schweigsame Moltke beredt, und wurde nicht müde, die frohe Kunde immer und immer wieder der Menge mitzuteilen. Am 7. August zog das Hauptquartier weiter. Andere Gäste kamen: am 6. August die französischen Gefangenen aus der Schlacht von Weißenburg, 2 Tage später die von Wörth. Ich habe sie gesehen, wie sie kamen, ein ganzer Zug Franzosen, Suaven und Turkos. Die letzteren schnitten Knöpfe von ihren Uniformen und boten sie mit Grimassen dem Publikum zum Tausch gegen Zigarren oder Zigaretten an.

Im Laufe des Herbstes wuchs die Zahl der Gefangenen auf nahezu 30 000. Für sie wurde ein großes Lager geschaffen auf der Höhe der Stadt, wo einst das Römerlager war. Zuerst lagerten sie in ihren eigenen Zelten, dann, als der Winter nahte, wurden Baracken errichtet. Der Abschluß der Gefangenen war nicht so streng, wie heutzutage; die Kriegsführung überhaupt milder. Die Offiziere, die ihr Ehrenwort gaben, nicht zu fliehen, durften frei umhergehen und sich Privatwohnungen mieten, auch in Zivil gehen. Sie bewegten sich recht frei und ungeniert. Viele haben freilich ihr Ehrenwort gebrochen und sind geflüchtet. Auch die gefangenen Mannschaften hatten ziemlich viel Freiheit. Leute, die Arbeiter brauchten, mieteten sich Franzosen, und so sah man größere und kleinere Gruppen an Bauten und auf Gütern arbeiten, und das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Gefangenen war meist gut.

Erst nach dem Friedensschluß wurde das Gefangenenlager aufgehoben.

Die Glocken des Doms, gegossen aus in der Schlacht bei Jena erbeuteten preußischen Geschützen, die Napoleon dem Dom geschenkt hatte, hatten oft Siegesgeläut ertönen lassen. Am 4. März 1871 durften sie nach einem ununterbrochenen Siegeslauf der deutschen Heere den Frieden einläuten, einen 43jährigen Frieden, in dem das deutsche Reich und in ihm die Stadt Mainz einen Aufschwung nahm, wie nie zuvor in zweitausendjähriger Geschichte.

Am 15. März zog der greise Heerführer als deutscher Kaiser durch Mainz, begrüßt mit der Huldigung, die im Namen der Stadt eine der Festungsfrauen vortrug:

Erhabner Kaiser, der von Sieg zu Siege

Des Reiches Banner trug mit starker Hand,

Su dem Alldeutschland in dem heiligen Kriege,

In Treu geeint, ein Volk in Waffen stand;

Nun, da die Treu' den hohen Preis erstritten,

Zieh, Heldenkönig bei den Deinen ein,
Und dankerfüllt grüßt dich in ihrer Mitte,
Die du beschirmt, die alte Stadt am Rhein.
(Fortsetzung folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Schluß.)

Die Jahre sind an mir und meiner Frau natürlich nicht spurlos vorübergegangen. Wir sind beide nun grau und nicht mehr so flink wie damals, da wir uns auf dem Kreuznacher Markte miteinander verlobt haben. Aber die alte Liebe ist geblieben.

Mein Bruder Fritz ist nun ganz ein alter Onkel geworden. Langsam und steif geht er dahin; mitunter muß man laut mit ihm sprechen, da er etwas schwerhörig geworden ist. Wenn ich ihn nicht gehabt hätte, so hätte ich nicht das erreicht, das ich besitze. Er hat mit großer Treue während meiner Abwesenheit meine Felder bestellt und meiner Frau in allen Stücken zur Seite gestanden. Dabei war er immer genügsam und bescheiden. Seine kurze Pfeife zu rauchen und, wenn nichts zu tun ist, hinter dem Ofen zu sitzen, das ist alles, was er wünscht.

Meine übrigen Geschwister sind Leute, die im Leben keine großen Eroberungen gemacht haben. Daß es meiner Schwester Annemarie, die in Absenz mit einem Steinhauer verheiratet ist, nicht sonderlich gut geht, ist weiter nicht verwunderlich. Sie hat sieben Kinder großgezogen, und das war keine leichte Aufgabe, da der Mann zeitweise trank. Die schweren Lebensorgen, die sie zu tragen hatte, haben meine Schwester vor der Zeit zur alten Frau gemacht.

Daß es meinem Bruder Jakob nicht gut geht, ist jedoch lediglich seine Schuld. Er war schon in jungen Jahren ein Wirtshausgänger und Kartenspieler und ist später erst recht aus der Art geschlagen, wie ich früher schon erwähnt habe. Seit vielen Jahren wohnt er in Brezzenheim bei Mainz und geht jeden Tag nach der Stadt in seine Fabrik. Seine Frau ist von dem Schlage, von dem Marie Keiper war: leichtsinnig, vergnügungssüchtig, eine große Freundin des Mainzer Karnevals. Sie hat selbstverständlich auf meinen Bruder nicht günstig eingewirkt. Jakob ist ein Mensch ohne alle Religion, er ist sogar, als seine Kinder konfirmiert wurden, nicht in der Kirche gewesen. Dagegen hält er Reden in den Vereinen, denen er angehört. Als ich ihn einmal besuchte, nahm er mich mit in die Generalversammlung seines Gesangvereins. Bei der Diskussion hat er so dummes Zeug geschwätzt, daß ich mich für ihn geschämt habe. Wenn die Vereine große Feste veranstalten, läßt er sich in die Kommissionen wählen und widmet dieser nutzlosen Tätigkeit die Zeit, die er besser für seine Familie verwenden könnte. Die Heimat verachtet er, seine Erholungstunden bringt er in öden Kneipen zu. Wie gut ist es, daß Vater und Mutter das nicht mehr erlebt haben.

Mein väterlicher Freund und treuer Helfer Wilhelm Hinkel ist nun auch seit zwei Jahren tot. Er war trotz seiner 70 Jahre bis zuletzt ungemein rüstig, wenn er auch die Jagd schon seit geraumer Zeit aufgegeben hatte, da er nicht mehr gut sah. Grenzsteine oder gar Leute, die auf dem Felde arbeiteten, so hat er oft gesagt, wolle er doch nicht anschießen. Er hatte einen leichten Tod. Als er eines Abends im Winter in seinem Lehnstuhle saß, traf ihn ein Schlaganfall, dem er nach zwei Tagen erlag.

Mit der Familie Hansen in Osterbarderup, der ich einst die Gewißheit von dem Tode ihres fünf Jahre lang ver-

mißten Gatten und Vaters gebracht habe, stehe ich immer noch in Briefwechsel. Sowohl der Sohn Jens Jürgen wie die Tochter Thora sind längst verheiratet. Sie senden mir zu Neujahr freundliche Glückwünsche, und alle Familienergebnisse von Bedeutung teilen wir einander mit.

Gottfried Keiper und seine Frau sind ganz verschollen. Gottfried hatte sich in Ludwigshafen Schwindeleien zuschulden kommen lassen und war insfolgedessen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Als er die verbüßt hatte, fand er keine Arbeit mehr, umfoweniger, da er als träger Arbeiter bekannt war. Ob er versucht hat, bei Musikkapellen anzukommen, weiß ich nicht, ich hörte nur, daß er mit seiner Frau von Ludwigshafen weggezogen sei. Es hieß einmal, sie seien nach Hamburg gezogen, ein andermal wurde in Ruppertsecken behauptet, das Ehepaar wohne irgendwo in Lothringen. Jedenfalls haben beide nichts mehr von sich hören lassen.

Pfarrer Weber hat zuletzt als alter Mann zu Zweibrücken im Ruhestande gelebt und ist dort in hohem Alter gestorben. Sein Sohn Hermann ist Pfarrer in München geworden. Im vorigen Jahre hat er mir durch einen jungen Mann aus meinem Wohnorte, der dort seiner Militärpflicht genügte und im Lazarett von ihm besucht worden war, einen Gruß gesandt.

Die Sehnsucht treibt mich, in jedem Jahre mindestens einmal, meinen Geburtsort Ruppertsecken aufzusuchen. Das Herz geht mir auf, wenn ich das Dorf hoch oben auf dem Berg liegen und weit hinaus in das Land ragen sehe. Aber ich merke doch, daß ich von Jahr zu Jahr dort fremder werde. Die Kinder sehen mich an und kennen mich nicht, während ich doch vor beinahe 50 Jahren gleich wie sie, die Gassen auf und ab gelaufen bin und auf dem Schloßberge gespielt habe. Viel verändert sich im Dorfe nicht, manchmal ist zu den Gebäuden eine neue Scheuer hinzugekommen, oder ein Haus ist um einen Kniestock erhöht worden.

Nie versäume ich, wenn ich nach Ruppertsecken komme, auf den Friedhof zu gehen. Am liebsten tue ich das im Sommer, wenn alle Leute auf dem Felde sind und auf dem Gottesacker völlige Ruhe herrscht. Da schreite ich einsam zwischen den Hügelreihen einher, betrachte die Blumen, die auf den Gräbern gepflanzt sind, und lese die Inschriften. Es ist eine eigentümliche Empfindung, wenn ich mir gegenwärtige, daß ich so ziemlich alle, die hier seit 45 Jahren begraben liegen, einst, da sie noch lebten, gut gekannt habe. Im Dorfe die lebende Gemeinde, auf dem Friedhofe die Gemeinde der Vergangenheit. Stets trete ich zuerst an die Gräber meiner Eltern, dann wandere ich langsam weiter. Meine beiden früheren Lehrer ruhen hier aus von der Mühsal ihres Lebens, der fromme und getreue Nachbar Gerhäuser schläft unter einer großen Spypresse, nicht weit davon ist das Grab des Bürgermeisters Rodenbecher, der nun keine Amtsobliegenheiten mehr vergessen kann. An der Mauer ist ein Grab, das die Inschrift trägt: „Hier ruht in Gott Magdalena Altpeter, geb. Lauter.“ Das ist die Altpeter-Lene, die mir einst durch ihre Gespenstergeschichten so große Angst eingejagt, die dann aber auch bestimmend auf meinen Lebensgang eingewirkt hat, indem sie mir empfahl, die Dienststelle bei Wilhelm Hinkel anzunehmen. Wenn ich dann die Kirchhofstür wieder zumache, so geht mir allemal das Bibelwort durch den Sinn: „Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das da bald welk wird, das so frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret.“ Aber ich denke auch an

das andere Wort: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“ —

Ueberschaue ich mein Leben, dessen Geschichte ich in grauen Wintertagen niedergeschrieben habe, so erkenne ich deutlich, daß eine höhere Macht mich allezeit geleitet hat. Ich entstamme der Schicht des deutschen Volkes, die hart arbeiten muß, um sich im Leben zu behaupten. Ich bin nicht in der Stadt geboren, sondern in einem weltfernen Dorfe. Für beides danke ich Gott von Herzen; denn mein Leben ist dadurch reich und tief geworden. Was habe ich unter der Obhut treuer Eltern für eine schöne Kindheit verlebt, in stetem Umgang mit der Natur und in der Freiheit des Dorflebens. Wunderbare Fügungen Gottes haben mich im späteren Leben weiter gebracht. Auch dafür danke ich Gott, daß er mir die schweren, bitteren Stunden nicht erspart hat; denn gerade Leid und Mühsal haben mich innerlich gefestigt und mir den Antrieb gegeben, das von mir abzutun, was nicht lauter ist. So will ich denn weiter auf Gott vertrauen und meine Schuldigkeit tun, bis all mein Tun ein Ende hat.

Ende.

Worte zum Nachdenken in der Kriegszeit.

Du weißt allein die Friedenswege,
Auch das, was mir den Frieden stört;
Drum laß mich meiden alle Stege,
Wo Welt und Sünde mich verfehrt!

Welch ein selig Leben
Hat ein Gotteskind,
Das sich ihm ergeben,
Des die Seelen sind, —
Dessen Fuß nicht gleitet,
Weil in Freud' und Leid
Treu sein Gott es leitet
Fröhlich allezeit.

Den Sonnenschein, mit dem Gott uns grüßt, ins Herz aufnehmen und von da wieder hinausenden in die Welt, — das heißt danken!

Kirchliche Anzeigen.

Trinitatis, den 30. Mai 1915.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Sch w a b e.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten der Markusgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.
Pfarrassistent Hoffmann.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten der Johannesgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Professor D. Sch i a n.

Mittwoch, den 2. Juni, abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde.
Pfarrer Ausfeld.

Wartburg, evangel. Jünglings- und Männer-Verein.
(Diezstraße 15.)

Sonntag, den 30. Mai: Vortrag.

Dienstag, den 1. Juni, abends 8½ Uhr: Bibelstunde.

Donnerstag, den 3. Juni, abends 8½ Uhr: Leseabend.

Samstag, den 5. Juni, abends 8½ Uhr: Ältere Abteilung.

Gäste, besonders die Neukonfirmierten, stets willkommen.

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten.

Für die jüngere Abteilung jeden Mittwoch von 6—7 Uhr,
für die ältere Abteilung jeden Samstag von 6—7 Uhr.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannesgemeinde.

Jeden Dienstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Geschw. Holberg Nachf. Modes

Gießen, Plockstraße 5
empfehlen sich in allen in ihr
Fach schlagenden Arbeiten.

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reise

außergewöhnlich billig

Etagengeschäft. Geringe Umlagen
Gemeinschaftlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismarckstraße 6

Musikalien
Musikinstrumente

Ernst Challier, Gießen
Rudolph's Nachf.
Neuenweg 9 Telephon 671

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten
Sr. Zinter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Edgar Borrermann, Giessen

Neustadt 11 Eisenwaren, Haus- u. Küchengeräte Teleph. 165
empfiehlt billigst

Oefen, Herde, kupferne u. gußeiserne Waschkessel, Haus- u. Küchengeräte, Solinger Stahlwaren, landwirtschaftl. Maschinen u. Geräte, Vogelkäfige u. Züchterutensilien, Fischereigeräte etc. etc. Waffen u. Munition.

Franz Bette

Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft
in

Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen

Auswahlsendungen bereitwillig